

Für jede veröffentlichte
Geschichte erhalten Sie
bis zu 150 Euro!

Die Patientin ist tot – oder vielleicht doch nicht?

Ein Schreck für Ärzte und Angehörige

Heitere, ärgerliche
und oft auch
seltsame Erlebnisse
prägen den
ärztlichen Alltag.
Schicken Sie uns
Ihre Geschichten an:
[cornelius.heyer@
springer.com](mailto:cornelius.heyer@springer.com)



Ich arbeitete schon seit einigen Jahren auf einer herzchirurgischen Intensivstation, als sich ein etwas verstörender Vorfall ereignete. Wir betreuten eine Patientin, die eine neue Aorten- und eine Mitralklappe erhalten hatte. Postoperativ war es zu schwergradigen Komplikationen gekommen, und sie lag seit Tagen im Koma. Sie erhielt Katecholamine und musste beatmet werden. Am 12. Tag erlitt sie mehrere ventrikuläre Tachykardien und andere schwer-

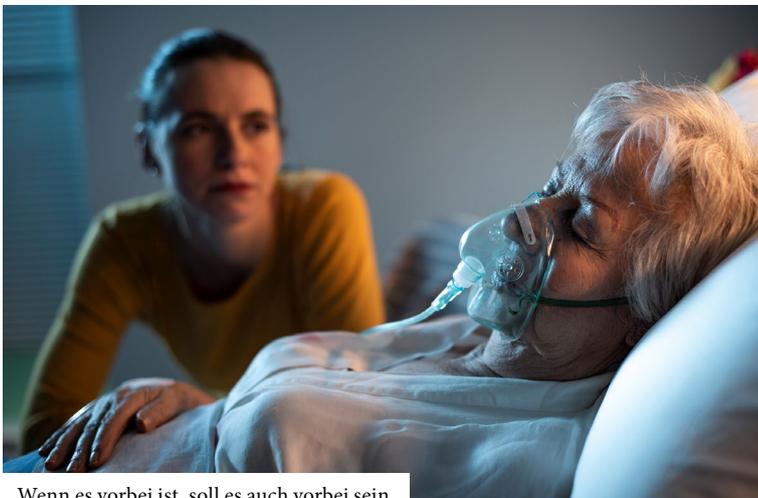
wiegende Herzrhythmusstörungen, die weitgehend therapieresistent waren.

Es sah wirklich nicht gut für die Patientin aus, und so hatten sich bereits ihre Angehörigen am Krankenbett versammelt und hielten ihr abwechselnd die Hand. Schließlich lag die Patientin im Sterben und wurde letztlich asystolisch. Wir sprachen mit der Familie am Krankenbett und eröffneten, dass die Patientin soeben verstorben sei. Die Angehörigen nahmen die Nachricht gefasst auf; es war ihnen schon weitgehend klar gewesen, dass die Patientin nicht überleben würde.

Nun aber geschah es: Noch während wir mit den Trauernden sprachen, entwickelte die Patientin unregelmäßige QRS-Komplexe. Leicht nervös baten wir die Angehörigen um eine Unterbrechung des Gesprächs, das unter diesen Umständen nicht angebracht war. Die EKG-Ausschläge dauerten aber nur wenige Sekunden und waren nicht von einem Schlagvolumen begleitet. Nach kurzer Zeit trat wieder eine vollständige Asystolie auf.

Doch es war noch nicht ganz vorbei: Nach Minuten sah man erneut einzelne EKG-Ausschläge. Danach blieb es aber endgültig bei der Asystolie, und wir konnten das Gespräch mit den Angehörigen zu Ende führen. ■

Dr. med. Rainer Hakimi, Stuttgart



Wenn es vorbei ist, soll es auch vorbei sein.

Wenn die Musiktherapeutin den richtigen Ton trifft

Ich arbeitete letztes Jahr auf einer Palliativstation, die – zum Glück für viele der Patientinnen und Patienten – auch eine Musiktherapeutin beschäftigte. Im Rahmen meiner Arbeit las ich einen Journaleintrag dieser Therapeutin, den ich an dieser Stelle quasi im Wortlaut wiedergeben möchte, damit er nichts von seiner Poesie verliert:

„Gespräch mit der Ehefrau – weit zurückgehend in ihrer Biografie in die Kriegs- und Fluchterlebnisse. Zu der jetzigen Situation beklagt sie, dass ihr Mann nicht mehr sprechen könne, und sie leidet sichtlich darunter, ihn mit seinen Handzeichen nicht zu verstehen. Als wir einige Volkslieder singen, lächelt Herr X und sucht mit Blicken die Nähe zu seiner Frau.

Sie erzählt, dass sie im Oktober 65. Hochzeitstag hatten.

Dann plötzlich ist Herr X doch ganz deutlich zu verstehen – im Flüsterton, aber sehr klar, sagt er: ‚Ich muss scheißen.‘ Damit findet die Musiktherapie ein plötzliches Ende. Frau X bedankt sich noch einmal bei mir.“ ■

Hendrik Urch, Nortorf